

Welzer, Harald (2005)

Täter – Wie aus normalen Menschen Massenmörder werden (Fischer Verlag, Frankfurt)

Zusammengefasst von Barbara Ross, Praktikantin PI 2

Der Sozialpsychologe Harald Welzer untersucht in seinem jüngst erschienenen Buch Biografien von Tätern und analysiert die Prozessakten, in denen die Mitglieder der Einsatzgruppen und Polizeibataillone – sofern sie jemals zur Rechenschaft gezogen wurden – über ihr Tun Auskunft gaben. Seine Erkenntnisse unterstreichen: Nur die wenigsten Täter waren krankhafte Sadisten. Die große Mehrheit bestand aus „ganz normalen Deutschen“.

Damit wird die Frage umso drängender, was diese durchschnittlichen Menschen zu einem Handeln bewegte, das ihnen wenige Jahre zuvor wahrscheinlich als barbarisch und unvorstellbar erschienen wäre. Welzer beschreibt, wie sich scheinbar fest gefügte gesellschaftliche Werte binnen kurzer Zeit dramatisch verändern können. Durch die schrittweise Ausgrenzung der Juden nach 1933 etablierte sich bei den meisten Deutschen die Vorstellung, dass diese Gruppe ein „Problem“ darstelle, das auf irgendeine Weise „gelöst“ werden müsse. Der Einzelne, schreibt Welzer, orientiere sein Handeln immer auch an dem, was die Gesellschaft als richtig vorgibt.

Hinzu kamen die gruppenspezifischen Prozesse: Wenn alle Kameraden mitmachten, wenn die Befehle von oben kamen, wenn Vorgesetzte die Verantwortung übernahmen – dann waren großer Mut und starke Eigenständigkeit vonnöten, um sich zu verweigern. Die meisten Menschen, so der Autor, hätten ein starkes „Bedürfnis nach kollektivem Aufgehobensein“; sie würden zur Mehrheit gehören wollen, auch wenn diese Mehrheit von ihnen ein inhumanes Handeln verlange. „Am Ende bedarf es nicht viel, um aus ganz normalen Menschen Massenmörder zu machen“, lautet Welzers Fazit.

Im Kapitel „Tödliche Situationen“, Abschnitt „Psychische Belastungen“ (S. 212-219) analysiert Welzer die emotionale Verarbeitung der Taten. Einleitend schildert er die extreme Steigerung der Tötungsbereitschaft innerhalb nur weniger Monate. Das Töten werde für die Männer zur Normalität, ein Handwerk, das es zu beherrschen gelte. Mit der Zeit lerne der Täter, welche Waffe, welche Technik er benötige und wie er mit den Opfern umgehen müsse, um möglichst effizient zu sein. So stelle, wie Welzer es formuliert, „die Praxis des Vernichtungsprozesses (...) eine Entwicklung vom Handwerk zur industriellen Arbeit dar.“¹

Als Erklärung für dieses Verhalten zieht er die Form der Befehlsstruktur heran. Die Judenvernichtung stelle lediglich den Rahmenbefehl dar, Zielsetzung, Form und Ausmaß der Tötungen blieben hierbei aber offen. Der Täter könne daher relativ frei interpretieren, wie er wen in welchem Rahmen töten würde und was er für notwendig und effizient halte (z.B. bezüglich der Tötung von Kindern und von arbeitsfähigen Juden). Bei starrer Befehlsstruktur hingegen wäre der Ermessensspielraum so stark eingeschränkt gewesen, dass der Profilierungswille Einzelner keinen Platz gefunden hätte. Welzer vermutet also, dass enge Regeln nicht so folgenreich gewesen wären.

Eine andere Erklärung der „Mordlust“ ergebe sich, wenn man den Prozess der Optimierung des Tötungsverfahrens analysiere. Das Töten in Gaskammern sei erst nach zahlreichen grausamen Experimenten zur „Verbesserung des Ergebnisses“ zum Einsatz gekommen. Das Verhalten der Männer bei der Entwicklung dieses Verfahrens zeige, dass der Mord an sich nicht mehr in Frage stand. Vielmehr sei es nur noch darum gegangen, mit Problemen wie der Entsorgung immer größer werdender Leichenberge umzugehen. Es sei eine Eigendynamik des Vernichtungsprozesses entstanden, welche quantitativ wie auch qualitativ immer neue Dimensionen erreicht habe.

¹ Harald Welzer (2005) Täter, wie aus normalen Menschen Massenmörder werden. Fischer Verlag, Frankfurt. S. 215

Welzer belegt seine Annahmen mit entsprechenden Täteraussagen, die ein fehlendes Verhältnis zum Geschehenen dokumentieren würden. Nur in Ausnahmefällen käme es zu psychischen oder psychosomatischen Belastungen der Täter. Lediglich eine Art Selbstmitleid über zu ertragende gesundheitliche Spätfolgen wie etwa Schlafstörungen, Übelkeit und Nierenprobleme, die auf Grund der Sorgen rund um die „Judenaktionen“ aufgetreten seien, sei zu beobachten. Insgesamt, so stellt der Autor heraus, seien in keinem der von ihm untersuchten Lebensläufe Brüche, nicht einmal Irritationen zu finden. Keiner der Täter hätte durch das Erlebte, insbesondere durch sein eigenes unmenschliches Handeln, eine Lebenskrise erfahren.

Dies führt Welzer auf den Umstand zurück, dass die Täter innerhalb eines geschlossenen Rahmens gehandelt hätten. Der Arbeitsalltag, in dem die Männer lebten und in dem das Morden zum täglichen Handwerk zählte, sei nach Außen so abgeriegelt gewesen, dass die Notwendigkeit und Richtigkeit ihres Verhaltens nie in Frage gestellt wurde, was wiederum ihre Tötungsbereitschaft erkläre.

Der Autor bilanziert eine „erstaunliche psychologische Folgenlosigkeit der ausgeübten extremen Gewalt (...) – Schuldgefühle sind in den Aussagen an keiner Stelle zu identifizieren, Empathie gegenüber einzelnen Opfern nur in höchst seltenen Einzelfällen, gegenüber Kindern gelegentlich, aber ermordet wurden sie trotzdem.“²

Die in den sechziger Jahren aufgetretene These, die Täter hätten in der Nachkriegszeit ihre Schuld verdrängt, sieht der Autor als allzu positiv. „Eine Verdrängung von Schuld setzt ja doch voraus, dass diese zumindest initial empfunden wurde. Das ist, jedenfalls den verfügbaren Materialien nach, nicht der Fall; und im Unterschied zur Situation der überlebenden Opfer können wir auch für die Nachkriegszeit so gut wie keine Indikatoren dafür finden, dass die Täter mit ihrem Leben nicht zurechtgekommen wären und in überzufällig großer Zahl in der Psychiatrie, in Therapien oder sonstigen Institutionen psychosozialer Versorgung aufgetaucht wären.“³ Um dies noch weiter zu untermauern, zitiert Welzer den österreichischen Philosophen und Schriftsteller Günter Anders, der ebenfalls versucht, die These von der Verdrängung der Schuld und die Notwendigkeit ihrer Aufhebung zu falsifizieren. Dieser meint, dass „die meisten eine Aufhebung der Verdrängung nicht benötigen, und diese benötigen sie nicht, weil sie nichts verdrängt hatten; und verdrängt hatten sie deshalb nichts, weil ihre Erfahrungen (sofern es überhaupt solche waren) gar nicht traumatisch gewesen oder geworden waren.“⁴

Daran anschließend betont Welzer noch einmal, dass allen Täteraussagen das fehlende Schuldeingeständnis gemein sei. Zudem würde auffällig stark darauf hingewiesen, man sei gegen den eigenen Willen in eine Situation geraten, in der man grausame Dinge tun musste, unter denen man selbstverständlich gelitten habe. Diese Selbstwahrnehmung, die auch aus den zur NS-Zeit herrschenden ethischen Vorstellungen resultiert, hätte dann auch in der Nachkriegszeit eine biographische Bruchlosigkeit gesichert.

Welzer schließt das Kapitel mit der Feststellung: „Unser Wunsch, es möge etwas von dem, was sie anderen angetan haben, ihr Innerstes erreicht haben, ist nicht mehr als eine Illusion.“⁵ Er zitiert weiter aus dem Tagebuch eines Schützen: „Zur Exekution antreten. Nun gut, spiele ich halt den Henker und anschließend Totengräber, warum nicht? Es ist doch eigentümlich, da liebt man den Kampf, und dann muss man wehrlose Menschen über den Haufen schießen. [...] Eigentümlich, in mir rührt sich nichts, kein Mitleid – nichts. Es ist eben so, und damit ist für mich alles erledigt.“⁶

² ebd. S. 218

³ ebd. S. 218

⁴ ebd. S. 218; dort zitiert aus Anders, Günter: (1985) Besuch im Hades. München, S.185

⁵ ebd. S. 219

⁶ ebd. S. 219; dort zitiert aus Jäger, Herbert (1967) Verbrechen unter totalitärer Herrschaft. Studien zur nationalsozialistischen Gewaltkriminalität, Olten/Freiburg, Anm. 49, S. 66